

Es werde Licht

Nach monatelanger Polarnacht kommt die Sonne nach Spitzbergen zurück – die Ruhe geht



Attraktionen eines Archipels: Berge und Eisbärenschilder. Letztere werden gerne geklaut. Fotos: Thomas Krämer

Es ist dunkel. So finster, dass man meint, die Schwärze anfassen zu können. Urpötzlich könnte jetzt ein Eisbär auftauchen. Das ist der erste Gedanke, wenn man aus einer der feuergeheizten Holzhütten am Ende des Adventfjords tritt: Was ist in dieser Finsternis? Über den Himmel wabert etwas, das erst aussieht wie eine Wolke, doch dann grünlich zu schimmern beginnt. Ein Nordlicht. So ist es, wenn es Winter ist auf Svalbard, dem von Norwegen verwalteten Archipel im Arktischen Ozean, das im Deutschen nach der Hauptinsel Spitzbergen benannt ist. Die Mørketida, die dunkle Zeit, dauert vierzehn Monate lang, von Ende Oktober bis Februar. Im Hochwinter wird es nicht einmal dämmerig, auch nicht mittags um zwölf.

Der Flug von Tromsø nach Longyearbyen, dem größten Ort der Inselgruppe, ist eine Reise in die Finsternis. Bei der Ankunft fühlt man sich, als habe man einen Langstreckenflug hinter sich und sei in einer anderen Zeitzone aufgewacht – dabei sind nur knapp zwei Stunden vergangen. Das Gehirn bereift nicht, warum plötzlich jemand das Licht ausknipst

nördlichste Siedlung auf dem Globus. Von hier sind es nur noch etwa 1300 Kilometer bis zum Nordpol. Im Winter sinken die Temperaturen schon mal unter minus 40 Grad, im Sommer steigen sie kaum höher als auf plus fünf. Hier soll nicht geboren und nicht gestorben werden. Es gibt keine Einrichtungen für den Anfang und das Ende des Lebens, weder eine Geburtsstation im kleinen Krankenhaus noch ein Altersheim oder einen Friedhof. Schwangere müssen Wochen vor dem Entbindungstermin aufs Festland fliegen. Wer nicht für sich sorgen kann, muss gehen, das ist die oberste Regel Spitzbergens.

Es wäre außerdem schwierig, hier jemand zu begraben, denn im Boden liegt der harte Permafrost, von dem nur eine dünne obere Schicht im kurzen Sommer auftaut und das Land sumpfig werden lässt. Dann gefriert es wieder. Durch diesen Zyklus ist der Boden in ständiger Bewegung, und wie in einer Müslipackung immer die großen Nüsse nach oben geschüttelt werden, mahlt es hier größere Steine an die Erdoberfläche. Auch Begrabene würden wieder zum Vorschein kommen. An einigen verlassenem

seit Jahrzehnten hier. Aber für ihn ist sogar die Siedlung mit ihren 1500 Einwohnern zu groß. Ganz am Ende des Adventfjords hat er deshalb seine Bielebe gebaut und Hütten, in denen er Abendessen mit Vorträgen für Touristen veranstaltet. Er hat hier eine Frau gefunden und mit ihr Kinder bekommen, die mit im Familienbetrieb arbeiten. Er will im Einklang mit der Natur leben und den Touristen vermitteln, wie das geht. Dazu betreibt er ein „Villmarksentre“, ein „Wildniszentrum“. Sein Unternehmen ist zertifiziert nach den Okotourismus-Richtlinien Norwegens. Und ausgezeichnet mit dem World Wide Fund for Nature Arctic Award. Okotourismus in der Arktis: „Das ist kein Widerspruch“, sagt Vatvik. „Für den arktischen Tourismus in seiner heutigen Form ist eine extreme Menge an Energie nötig. Aber wir versuchen, möglichst wenig der natürlichen Ressourcen unserer Umgebung zu verbrauchen.“

Bei Vatvik gibt es keine Motorschlitten. Die heulenden und stinkenden Gefährte, mit denen viele Besucher um die Berge Longyearbyens rasen, sind ihm ein Graus. Seit Jahren wirbt er für ummotorisierten Tourismus, hat erfolgreich gegen

dorthin überquert die kleine Gruppe Gletscher und gefrorene Fjorde. Geschlafen wird in Zelten. „Tagelang sieht man nichts außer dem Weiß des Schnees und dem Blau des Himmels“, sagt Vatvik, „und man hört nichts außer dem Keuchen der Hunde, dem Knirschen des Eises.“ Im dunklen Winter dagegen gibt es nur kurze Ausflüge – bis Ende Februar liegt meistens zu wenig Schnee für die Schlitten. Umso mehr freuen sich die Tiere, wenn sie ab und an trotzdem eingespant werden. Einmal habe ein gestresster Geschäftsmann teilgenommen an seiner langen Tour, erzählt Vatvik, der habe stark unter einem Tiannitus gelitten. „Nach vier Tagen war sein Ohrenpfeifen weg. Nur in der Natur kann man zur Ruhe kommen“, sagt Vatvik, „aber dazu muss man sich auf sie einlassen. Das begreifen immer mehr Menschen.“

Nicht alle, so scheint es. Im Svalbard Museum hört ein Tourist den Erklärungen der Führerin über die Eisbären Svalbards zu. Er fragt: „Aber wenn die so gefährlich sind – warum erschießen sie denn nicht einfach alle?“ Die Frau bleibt ruhig. Man kann die Einheimischen nicht so leicht aus der Fassung bringen,

ohne Waffe verlassen, nicht einmal zu einem Spaziergang. Ein altes Mauser-Gewehr mit Munition konnte man bislang im Schneemobilverleih oder Sportgeschäft mieten, ohne Waffenschein. Für die kommende Saison will der Verwalter Svalbards erstmals strengere Regeln erlassen. Doch wer zu einer Skitour aufbricht, für den wird das Gewehr weiterhin so selbstverständlich zum Gepäck gehören wie die Thermooskanne. Viele haben zusätzlich noch Schreckschusspistolen dabei. Denn töten will hier niemand einen Eisbären. Die Zeiten, in denen man zu Safaris nach Spitzbergen fahren konnte, sind schon seit 1972 vorbei. Wer heute einen Bären erschießt, muss beweisen können, dass er in Lebensgefahr war.

Die Warnungen sind berechtigt: Vor einigen Jahren haben zwei unbewaffnete junge Frauen eine Wanderung auf den Berg direkt bei Longyearbyen unternommen. Auf dem Gipfel angelangt, stießen sie auf einen Eisbären. Er war noch jung, nur 80 Kilo schwer. Er tötete eine der Frauen, die andere verletzte sich schwer bei einem rettenden Sprung über den Felsen. Der Bär wurde später erschossen. Die Einheimischen sehen solche Vorfälle trotz ihrer Tragik zwiespältig. Man macht sich hier keine Freunde, wenn man die Gefahren der arktischen Wildnis nicht ernst nimmt. Der Bär, sagt die Führerin im Museum, habe nur getan, was ein Bär tut: jagen, töten, fressen. Mit ein paar Schreckschüssen hätte er sich vermutlich leicht vertreiben lassen.

Die Bären kommen manchmal bis in den Ort. Einmal spazierte eine Bärin mit ihrem Jungen mitten durch den Kindergarten. Da bauten die Bewohner einen großen Zaun um den Garten – fertig. Über ihm liegt im Winter fahles, gelbes Flutlicht, in dem dick mit Daunenanzügen verummumte Kinder spielen. Wie kleine Astronauten sehen sie aus. Niemand käme auf die Idee, die Kinder nicht nach draußen zu schicken, nur weil es 25 Grad unter null hat. Aber wenn sie drinnen spielen, malen sie gerne Bilder von der Sonne. Es dauert nicht mehr lange, das wissen sie, und sie kommt wieder.

Jeden Tag dämmt es jetzt ein bisschen länger, und am 8. März steigt die Sonne zum ersten Mal wieder über den Horizont. Die Kinder werden auf sie war-

ten, auf einer Treppe im Ort, und das Licht mit Liedern begrüßen. Ganz Longyearbyen feiert dann das Sonnenfest, eine Woche lang, mit Live-Musik und Partys. Dann beginnt die Hochsaison für die Touristen, die sich wieder vor den zwei Eisbärenschildern an den beiden einzigen Straßen fotografieren lassen.

Die Schilder weisen auf die Präsenz von Eisbären in ganz Svalbard hin. Sie sind Sonderanfertigungen; es wurde extra ein weißer Bär auf schwarzen Grund gemalt. Das hat sie zum Symbol der Inselgruppe gemacht. Die Bärenwarnung wurde zum Aufdruck auf Souvenirs aller Art, auf Sighting-Touren sind die Schilder ein beliebter Stopp. Im vergangenen Sommer mussten die Veranstalter ihre Routen ändern: Beide Schilder waren geklaut worden. In Svalbardposten, der nördlichsten Zeitung der Welt, schaffte es der Schilderraub auf die Titelseite, und in der „Svalbardbutikken“, dem einzigen Lebensmittel- und sozialen Treffpunkt, rätselten die Menschen, wer denn bitte Interesse an zwei Verkehrsschildern haben kann. Allein, es kam nie ans Licht. BIRGIT LUTZ-TEMSCH



Wer Longyearbyen verlässt, zum Beispiel zu einer Tour im Hundeschlitten, der sollte ein Gewehr mitnehmen – nur für den Fall einer Bären-Begegnung

hat, mitten am Tag. Beim Anflug mühen sich die Augen erfolglos, wenigstens die Umrisse der Inseln mit ihren engen Fjorden auszumachen oder einige der spitzen Berge, die Spitzbergen den Namen gegeben haben. Es gibt auch keine Dörfer, Häuser oder Straßen, deren Beleuchtung Orientierung böte, denn die Inseln sind bis auf die norwegischen Anstellungen Longyearbyen, Ny-Ålesund und Svea und den russischen Bergarbeiterort Barentsburg unbewohnt.

Longyearbyen ist einer der seltsamsten Orte der Welt. Nicht nur, dass es hier vier Monate durchgehend dunkel und vier Monate ununterbrochen hell ist. Auf dem 78. Breitengrad gelegen, ist es die

Trapperstationen kann man dieses Phänomen beobachten: In kleinen Senken liegen Knochen und Sargteile. Ein Friedhof im Permafrost ist keine gute Idee.

Es gibt mehr Eisbären als Menschen in Svalbard, und die Menschen, die hier sind, bleiben nur auf Zeit, im Schnitt vier Monate. Sie arbeiten in einer der großen Kohleminen, denen Longyearbyen seine Existenz verdankt, im Tourismus oder an der Universität. Die meisten wollen nur ein Jahr bleiben. Aber fast alle kommen so schnell nicht mehr los von Longyearbyen, trotz der langen Nacht. Oder gerade wegen ihr. Karl Vatvik tritt mit hinaus vor die Holzhütte, schaut ins Nordlicht. Der schweigsame Mann ist

eine Straße von Longyearbyen nach Svea gekämpft, die mitten durch das Reindalen geführt hätte, ein stilles, unberührtes Tal zwischen den spitzen Bergen. „Das Besondere hier ist die Ruhe“, sagt Vatvik, „die kann man nicht erleben, wenn man auf einem Schneemobil sitzt.“

In der Tat bieten die Schneemobile nicht die schönste Art, sich auf Spitzbergen fortzubewegen. Wenn das Licht wieder da ist, kommt die große Zeit der Skitouren oder besser der Fahrten mit Hundeschlitten. Vatvik veranstaltet solche Ausflüge, die von einer Stunde bis zu mehreren Tagen dauern. Die weiteste Schlittenfahrt führt fünf Tage lang zu einer abgelegenen Hütte, auf dem Weg

denn sie wissen: Es kommen nicht nur naturverbundene Menschen nach Longyearbyen, die respektvoll nach der Stille der Wildnis suchen, wie sich Karl Vatvik das wünscht. Es kommen zum Beispiel viele Kreuzfahrer, und unter ihnen sind einige, für die Longyearbyen nichts weiter ist als ein kurioser Ort mit viel zu wenigen Geschäften. So antwortet die Führerin dem Mann gelassen: „Weil die Bären zuerst hier waren.“

Die Einwohner Longyearbyens haben zu einem ganz erstaunlichen Umgang mit den Eisbären gefunden, einem sehr bewussten und dennoch entspannten. In Broschüren für Touristen wird vor der Gefahr gewarnt. Man soll den Ort nicht



Es werde Licht

Nach monatelanger Polarnacht kommt die Sonne nach Spitzbergen zurück – die Ruhe geht



Es ist dunkel. So finster, dass man meint, die Schwärze anfassen zu können. Urplötzlich könnte jetzt ein Eisbär auftauchen. Das ist der erste Gedanke, wenn man aus einer der feuergeheizten Holzhütten am Ende des Adventfjords tritt: Was ist in dieser Finsternis? Über den Himmel wabert etwas, das erst aussieht wie eine Wolke, doch dann grünlich zu schimmern beginnt. Ein Nordlicht. So ist es, wenn es Winter ist auf Svalbard, dem von Norwegen verwalteten Archipel im Arktischen Ozean, das im Deutschen nach der Hauptinsel Spitzbergen benannt ist. Die Morketida, die dunkle Zeit, dauert viereinhalb Monate lang, von Ende Oktober bis Februar. Im Hochwinter wird es nicht einmal dämmerig, auch nicht mittags um zwölf.

Der Flug von Tromsø nach Longyearbyen, dem größten Ort der Inselgruppe, ist eine Reise in die Finsternis. Bei der Ankunft fühlt man sich, als habe man einen Langstreckenflug hinter sich und sei in einer anderen Zeitzone aufgewacht – dabei sind nur knapp zwei Stunden vergangen. Das Gehirn begreift nicht, warum plötzlich jemand das Licht ausgeknipst

nördlichste Siedlung auf dem Globus. Von hier sind es nur noch etwa 1300 Kilometer bis zum Nordpol. Im Winter sinken die Temperaturen schon mal unter minus 40 Grad, im Sommer steigen sie kaum höher als auf plus fünf. Hier soll nicht geboren und nicht gestorben werden. Es gibt keine Einrichtungen für den Anfang und das Ende des Lebens, weder eine Geburtsstation im kleinen Krankenhaus noch ein Altersheim oder einen Friedhof. Schwangere müssen Wochen vor dem Entbindungstermin aufs Festland fliegen. Wer nicht für sich sorgen kann, muss gehen, das ist die oberste Regel Spitzbergens.

Es wäre außerdem schwierig, hier jemanden zu begraben, denn im Boden liegt der harte Permafrost, von dem nur eine dünne obere Schicht im kurzen Sommer auftaut und das Land sumpfig werden lässt. Dann gefriert es wieder. Durch diesen Zyklus ist der Boden in ständiger Bewegung, und wie in einer Müslipackung immer die großen Nüsse nach oben geschüttelt werden, mahlt es hier größere Steine an die Erdoberfläche. Auch Begrabene würden wieder zum Vorschein kommen. An einigen verlassenen

seit Jahrzehnten hier. Aber für ihn ist sogar die Siedlung mit ihren 1500 Einwohnern zu groß. Ganz am Ende des Adventfjords hat er deshalb seine Bleibe gebaut und Hütten, in denen er Abendessen mit Vorträgen für Touristen veranstaltet. Er hat hier eine Frau gefunden und mit ihr Kinder bekommen, die mit im Familienbetrieb arbeiten. Er will im Einklang mit der Natur leben und den Touristen vermitteln, wie das geht. Dazu betreibt er ein „Villmarkssenter“, ein „Wildniszentrum“. Sein Unternehmen ist zertifiziert nach den Ökotourismus-Richtlinien Norwegens. Und ausgezeichnet mit dem World Wide Fund for Nature Arctic Award. Ökotourismus in der Arktis? „Das ist kein Widerspruch“, sagt Vatvik. „Für den arktischen Tourismus in seiner heutigen Form ist eine extreme Menge an Energie nötig. Aber wir versuchen, möglichst wenig der natürlichen Ressourcen unserer Umgebung zu verbrauchen.“

Bei Vatvik gibt es keine Motorschlitten. Die heulenden und stinkenden Gefährte, mit denen viele Besucher um die Berge Longyearbyens rasen, sind ihm ein Graus. Seit Jahren wirbt er für unmotorisierten Tourismus, hat erfolgreich gegen

do:
Glo
fer
nic
dei
„u
che
ses
nu
lie;
Sci
re,
spa
ter
ne
sta
„N
we
he
mu
gre
] Mu
ger
ba:
fäf
dei
rul
nic



Wer Longyearbyen verlässt, geht zu einer Tour im Hundeschlitten



zu einer Tour im Hund
der sollte ein Gewehr
nur für den Fall einer

hat, mitten am Tag. Beim Anflug mühen sich die Augen erfolglos, wenigstens die Umrisse der Inseln mit ihren engen Fjorden auszumachen oder einige der spitzen Berge, die Spitzbergen den Namen gegeben haben. Es gibt auch keine Dörfer, Häuser oder Straßen, deren Beleuchtung Orientierung böte, denn die Inseln sind bis auf die norwegischen Ansiedlungen Longyearbyen, Ny-Alesund und Svea und den russischen Bergarbeiterort Barentsburg unbewohnt.

Longyearbyen ist einer der seltsamsten Orte der Welt. Nicht nur, dass es hier vier Monate durchgehend dunkel und vier Monate ununterbrochen hell ist. Auf dem 78. Breitengrad gelegen, ist es die

Trapperstationen kann man dieses Phänomen beobachten: In kleinen Senken liegen Knochen und Sargteile. Ein Friedhof im Permafrost ist keine gute Idee.

Es gibt mehr Eisbären als Menschen in Svalbard, und die Menschen, die hier sind, bleiben nur auf Zeit, im Schnitt vier-einhalb Jahre. Sie arbeiten in einer der großen Kohleminen, denen Longyearbyen seine Existenz verdankt, im Tourismus oder an der Universität. Die meisten wollen nur ein Jahr bleiben. Aber fast alle kommen so schnell nicht mehr los von Longyearbyen, trotz der langen Nacht. Oder gerade wegen ihr. Karl Vatvik tritt mit hinaus vor die Holzhütte, schaut ins Nordlicht. Der schweigsame Mann ist

eine Straße von Longyearbyen nach Svea gekämpft, die mitten durch das Reindalen geführt hätte, ein stilles, unberührtes Tal zwischen den spitzen Bergen. „Das Besondere hier ist die Ruhe“, sagt Vatvik, „die kann man nicht erleben, wenn man auf einem Schneemobil sitzt.“

In der Tat bieten die Schneemobile nicht die schönste Art, sich auf Spitzbergen fortzubewegen. Wenn das Licht wieder da ist, kommt die große Zeit der Skitouren oder besser der Fahrten mit Hundeschlitten. Vatvik veranstaltet solche Ausflüge, die von einer Stunde bis zu mehreren Tagen dauern. Die weiteste Schlittenfahrt führt fünf Tage lang zu einer abgelegenen Hütte, auf dem Weg

der
tur
by
Wi
wü
Kr
ge,
ist
ger
rin
zu
] zu
mi
be
Br
Ge



Attraktionen eines Archipels: Berge und Eisbärenschilder. Letztere werden gerne geklaut. Fotos: Thomas Krämer

st so- dorthin überquert die kleine Gruppe woh- Gletscher und gefrorene Fjorde. Geschl- Ad-afen wird in Zelten. „Tagelang sieht man e ge- nichts außer dem Weiß des Schnees und essen- dem Blau des Himmels“, sagt Vatvik, llet. „und man hört nichts außer dem Keu- l mit- chen der Hunde, dem Knirschen des Ei- mili- ses.“ Im dunklen Winter dagegen gibt es lang- nur kurze Ausflüge – bis Ende Februar isten- liegt meistens zu wenig Schnee für die reibt- Schlitten. Umso mehr freuen sich die Tie- lnis- re, wenn sie ab und an trotzdem einge- rtifi- spannt werden. Einmal habe ein gestress- lini- ter Geschäftsmann teilgenommen an sei- mit- ner langen Tour, erzählt Vatvik, der habe rtic- stark unter einem Tinnitus gelitten. ktis? „Nach vier Tagen war sein Ohrenpfeifen tvik. weg. Nur in der Natur kann man zur Ru- einer- he kommen“, sagt Vatvik, „aber dazu ge an- muss man sich auf sie einlassen. Das nö- greifen immer mehr Menschen.“ rcen

“ Nicht alle, so scheint es. Im Svalbard hlit- Museum hört ein Tourist den Erklärun- gen der Führerin über die Eisbären Sval- bards zu. Er fragt: „Aber wenn die so ge- gefährlich sind – warum erschießen sie n ein denn nicht einfach alle?“ Die Frau bleibt tori- ruhig. Man kann die Einheimischen egen nicht so leicht aus der Fassung bringen,

ohne Waffe verlassen, nicht einmal zu einem Spaziergang. Ein altes Mauser-Gewehr mit Munition konnte man bislang im Schneemobilverleih oder Sportgeschäft mieten, ohne Waffenschein. Für die kommende Saison will der Verwalter Svalbards erstmals strengere Regeln erlassen. Doch wer zu einer Skitour aufbricht, für den wird das Gewehr weiterhin so selbstverständlich zum Gepäck gehören wie die Thermoskanne. Viele haben zusätzlich noch Schreckschusspistolen dabei. Denn töten will hier niemand einen Eisbären. Die Zeiten, in denen man zu Safaris nach Spitzbergen fahren konnte, sind schon seit 1972 vorbei. Wer heute einen Bären erschießt, muss beweisen können, dass er in Lebensgefahr war.

Die Warnungen sind berechtigt: Vor einigen Jahren haben zwei unbewaffnete junge Frauen eine Wanderung auf den Berg direkt bei Longyearbyen unternommen. Auf dem Gipfel angelangt, stießen sie auf einen Eisbären. Er war noch jung, nur 80 Kilo schwer. Er tötete eine der Frauen, die andere verletzte sich schwer bei einem rettenden Sprung über den Felsen. Der Bär wurde später erschossen. Die Einheimischen sehen solche Vorfälle trotz ihrer Tragik zwiespältig. Man macht sich hier keine Freunde, wenn man die Gefahren der arktischen Wildnis nicht ernst nimmt. Der Bär, sagt die Führerin im Museum, habe nur getan,

ten, auf einer Treppe im Ort, und das Licht mit Liedern begrüßen. Ganz Longyearbyen feiert dann das Sonnenfest, eine Woche lang, mit Live-Musik und Partys. Dann beginnt die Hochsaison für die Touristen, die sich wieder vor den zwei Eisbärenschildern an den beiden einzigen Straßen fotografieren lassen.

Die Schilder weisen auf die Präsenz von Eisbären in ganz Svalbard hin. Sie sind Sonderanfertigungen; es wurde extra ein weißer Bär auf schwarzen Grund gemalt. Das hat sie zum Symbol der Inselgruppe gemacht. Die Bärenwarnung wurde zum Aufdruck auf Souvenirs aller Art; auf Sightseeing-Touren sind die Schilder ein beliebter Stopp. Im vergangenen Sommer mussten die Veranstalter ihre Routen ändern: Beide Schilder waren geklaut worden. Im *Svalbardposten*, der nördlichsten Zeitung der Welt, schaffte es der Schilderraub auf die Titelseite, und in der „Svalbardbutikken“, dem einzigen Lebensmittelladen und sozialen Treffpunkt, rätselten die Menschen, wer denn bitte Interesse an zwei Verkehrsschildern haben kann. Allein, es kam nie ans Licht. BIRGIT LUTZ-TEMSCH

byen verlässt, zum Beispiel
m Hundeschlitten,



Reisebericht

Im Hundeschlitten, Gewehr mitnehmen – Bei einer Bären-Begegnung

Svea denn sie wissen: Es kommen nicht nur na-
nda- turverbundene Menschen nach Longyear-
artes byen, die respektvoll nach der Stille der
,Das Wildnis suchen, wie sich Karl Vatvik das
Vat- wünscht. Es kommen zum Beispiel viele
venn Kreuzfahrer, und unter ihnen sind eini-
ge, für die Longyearbyen nichts weiter
ist als ein kurioser Ort mit viel zu weni-
gen Geschäften. So antwortet die Führe-
rin dem Mann gelassen: „Weil die Bären
zuerst hier waren.“

Die Einwohner Longyearbyens haben
zu einem ganz erstaunlichen Umgang
mit den Eisbären gefunden, einem sehr
bewussten und dennoch entspannten. In
Broschüren für Touristen wird vor der
Gefahr gewarnt. Man soll den Ort nicht

nis nicht ernst nimmt. Der Bär, sagt die
Führerin im Museum, habe nur getan,
was ein Bär tut: jagen, töten, fressen. Mit
ein paar Schreckschüssen hätte er sich
vermutlich leicht vertreiben lassen.

Die Bären kommen manchmal bis in
den Ort. Einmal spazierte eine Bärin mit
ihrem Jungen mitten durch den Kinder-
garten. Da bauten die Bewohner einen
großen Zaun um den Garten – fertig.
Über ihm liegt im Winter fahles, gelbes
Flutlicht, in dem dick mit Daunenanzü-
gen vermummte Kinder spielen. Wie klei-
ne Astronauten sehen sie aus. Niemand
käme auf die Idee, die Kinder nicht nach
draußen zu schicken, nur weil es 25 Grad
unter null hat. Aber wenn sie drinnen
spielen, malen sie gerne Bilder von der
Sonne. Es dauert nicht mehr lange, das
wissen sie, und sie kommt wieder.

Jeden Tag dämmt es jetzt ein biss-
chen länger, und am 8. März steigt die
Sonne zum ersten Mal wieder über den
Horizont. Die Kinder werden auf sie war-

Bayern, Deutschland, München Seite 41

